

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 23. August 1931.

Die Prinzessin und der Leopard.

Von Ralph Bergengrün.

Fräulein Marietta Bailey — „Prinzessin Verdita, die Königin der Leoparden“ auf den Anschlagzetteln genannt — sah im Ankleideraum und näherte an einem Hemdleibchen, um sich die Zeit bis zum Auftreten zu vertreiben.

Über eins hatte Marietta von jeher ihre Mutter, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, im unklaren gelassen. Die gute alte Dame war der Anschauung, die Leoparden seien so harmlos wie junge Katzen, wenn man sie nur zu behandeln verstehe. Was wußte sie schon von Bettis und Nero, was davon, daß sie immer in ihren Transportbögen bleiben mußten und den großen Vorführungszwinger nur dann zusammen mit den Artgenossen betreten durften, wenn Marietta zur Aufsicht mit dabei war.

Marietta warf einen flüchtigen Blick auf die Uhr, nahm Eisen und Peitsche zur Hand und wandte sich ein letztes Mal dem langen Garderobenspiegel zu. In diesem Augenblick hörte plötzlich unten die unruhige Bewegung auf, die von den vielen Füßen der hereinströmenden Besucher herüberkam. Eine Sekunde gespannter Ruhe... dann Schreie, der schrille Aufschrei einer Frau, das Durcheinander und der Lärm davonstürzender Menschen. Etwas Schreckliches mußte in der Zeltstube vorgefallen sein!

Bedor Marietta die Tür erreichte, wurde diese aufgerissen und ihr Stallbursche stand auf der Schwelle. Sein Gesicht war fassungslos, seine Hände zitterten, und er bedurfte einiger Anstrengungen, um sich in Gewalt zu befehlen.

„Nero ist ausgebrochen!“ rief er schwer atmend hervor. Aus dem Käfig heraus — ich weiß selbst nicht wie... Ursprünglich war er draußen...

Marietta rief an ihm vorüber und betrat den Treppenaufgang, von wo aus man das Zirkusinnere gut übersehen konnte. Im ersten Augenblick schien der Raum leer. Marietta stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Gott sei Dank, es war niemand verletzt! Trotz der ausgebrochenen Panik hatten sich die Zuschauer der verschiedenen Ausgänge zu bedienen gewußt, und jemand war vernünftig genug gewesen, die Türen wiederum zu schließen.

Drei der Leoparden strichen in dem gemeinsamen Zwinger hin und her und ließen ihre weichen, geschmeidigen Körper an den Eisengittern. Gelassen und gleichgültig schaute Bettis tagenormiger Schädel aus dem einen Sonderkäfig heraus. Aber Neros Verließ daneben war unbesetzt.

Aber jetzt wurde Mariettas Aufmerksamkeit durch ein etwas geflüstertes, das sich in einer Loge zwischen zwei Korbliegen hin und her bewegte. Sie erkannte Neros aufgeregtes brummlagendes Schreien. Auf einer Leiste war von einem unachtsamen Bedienten ein Staubwedel liegen gelassen worden, der im Windzug eines elektrischen Ventilators leicht erzitterte. Diese Bewegung hatte Neros Aufmerksamkeit erregt. Während Marietta behutsam die Treppe hinabstieg, vernahm sie ein gedämpftes Knurren; ein gestreckter Körper schoß unter dem elektrischen Licht in die Höhe — und Nero legte sich am Boden, den Staubwedel zwischen den Zähnen.

Die anderen Leoparden hatten ihr rastloses Hin- und Hertrab eingestellt; jetzt brüllten sie vor Erregung laut auf. Aber Nero klammerte das nicht. Der Länge nach auf dem Boden ausgestreckt, ließ er sein Opfer, stieß es von sich, streckte eine riesige Zunge danach aus und holte es mit der Spielmut und der Genußsucht einer jungen Katze wieder herbei.

„Bleib hier,“ flüsterte Marietta ihrem Gehilfen zu. Wenn sich Nero mir zuwendet, dann gehst du an den Zwinger und öffnest die Tür.

Als Nero seine Herrin anstarrte, hob er den mächtigen Schädel und entblöhte das Gesicht. Er war an die Feinglieder gewöhnt und machte sich aus ihrer Gegenwart nicht viel mehr als aus der eines seiner Genossen. Aber er wollte sie wissen lassen, daß er sich gerade jetzt niemandem weihen wollte. Der rote Punkt verächtlicher Gelächers glühte in seinen Augen, als Marietta sich sorglos bückte und die Hand an den langen Stiel des Staubwedels legte.

„Amüßest dich wohl gut, alter Knabe?“ fragte sie. Ihre Eisenstange und die Peitsche mit der Linken haltend, ließ sie sich auf die Knie nieder und bewegte vorsichtig den Wedel. Dabei lächelte sie in die runden, schneidenden Augen Neros hinein und spielte mit ihm wie das Kind mit dem Kätzchen. Jetzt streckte sie ihm den Wedel entgegen, denn wieder zog sie ihn ganz, ganz unmerklich ein Stückchen zurück, während die blauen Augen der großen Katze voll Inbrunst beobachteten, und die starken Krallen dann und wann einen Schlag nach dem Spielzeug führten. Einmal schloß die Zunge über das Ziel hinaus und traf Mariettas Hand, wo sich drei große blutige Striemen bildeten.

Bis zum Zwingerzwinger war es ein mühebeladener Weg. Marietta zog sich um einige Zentimeter zurück, die Katze kroch um einige Zentimeter hinterher, streckte die Pfote aus und nagelte den Wedel fest. Eine volle Minute wartete das Mädchen, während das Tier auf der Lauer lag. Dann entzog sie ihm den Gegenstand wieder und strich damit über seine grausamen Zähne. Der Leopard schlug danach, der Wedel enging ihm gefolgt, und Nero folgte den Kapriolen mit tiefem, doch nicht überlautem Brummen oder lauten glücklichen Schnurren.

Stillschauen um Stillschauen lockte Marietta den Leopard an den Zwinger heran, bis sie endlich den Staubwedel einen Augenblick lang fallen lassen und die Tür mit der freien Hand aufwerfen konnte, worauf sie eintrat. Mit dem Rücken wandte sie sich gegen die drei darin befindlichen Tiere, aber die mit Eisen und Peitsche bewehrte Hand war hinter ihr, und außerdem waren die Bestien viel zu nahe zum Sprung. Sie verflochten sich in einer Ecke und schauten die Peitsche an. Marietta nahm mit schneller Bewegung den Wedel an sich und warf ihn lässig in den Käfig hinein. Einen langen Augenblick lang lag Nero draußen auf der Lauer — dann sprang er gleichmäßig auf den Wedel zu. Das Schnappschloß der Tür sprang hinter ihm ein. Mit der Peitsche ging Marietta sofort auf die drei Leoparden zu und trieb sie in eine Ecke. Die Tiere gehorchten saugend und unzufrieden.

Aber Nero wollte von Gehorsam nichts wissen. Sein riesiger Körper schmeigte sich eng an den Boden, sein Schweif schlug böse hin und her. In kleinen Wellen liefen ihm die Muskeln den Rücken herunter und er sprang seine Herrin an.

Behend trat Marietta zur Seite. Der gelenkige Körper schoß an ihr vorbei. Bedor sich die Bestie zum zweiten Sprung aufrufen konnte, hielt sie ihr die Eisenstange auf die Brust und ließ die Peitsche auf sie niederfallen. Nero wich zurück, um wiederum zum Sprung zu kommen. Aber Marietta ließ nicht ab, ihn zu verfolgen und trieb ihn stetig vor sich her, der Zwingerstür zu, die der Gehilfe mittlerweile wieder geöffnet hatte, indem er Neros Boge mit der offenen Tür dagegen schob.

Die Welt der Frau.

Die „liebe Freundin“.

Betrachtungen zu einem alten, aber ewig neuen Thema.

Sie ist zu allen Zeiten ein bevorzugtes Spottobjekt für Witzeblätter gewesen, die „liebe Freundin“, und leider liegt diesen zahllosen Karikaturen eine unbestreitbare Wahrheit zugrunde.

Daß die Frauen an sich alle guten Eigenschaften zur Freundschaft untereinander besitzen, beweisen uns die jungen Mädchen und Badische. Hätten sie sonst eine Herzensfreundin, mit der sie alles Gute und Böse redlich teilen? Doch mehr, sie nehmen manches Ungemach auf sich, um ihrer Partnerin im Notfalle zu helfen; und wie schwer es ist, eine solche Mädchenfreundschaft zu trennen, die aus irgendwelchen Gründen unerwünscht ist, davon wissen manche Eltern ein Lied zu singen. Nicht ohne Grund gibt es die Redensart: „Sie hängen zusammen wie die Ketten“. Es ist keine Seltenheit, daß in diesem Alter der Plan entsteht, für das ganze Leben zusammenzubleiben, zusammen zu arbeiten und zusammen ein Lebensideal zu fördern und zu entwickeln; und es ist erfreulich, daß die jungen Mädchen sich erst mit diesen Absichten meinen, wenn ihnen auch eines Tages das Ziel ihrer Wünsche nicht mehr ganz verständlich sein sollte.

Doch die Freundschaften, die das Erscheinen eines Mannes überleben, sind leider an den Fingern einer Hand abzuzählen. Freundschaften pflegen immer für daselbe zu schwärmen — natürlich auch für denselben Mann, jedoch der erste ernsthafte Zwist der Konkurrenz um „ihn“ ist. Man sollte eigentlich meinen, daß zwei Mädchen, die sich Treue und Liebe für das ganze Leben geschworen haben, darin wetteifern würden, der anderen den Angebeteten zu überlassen. Doch weit gefehlt, sie werden im Gegenteil mißtrauisch gegeneinander, spüren den Vergnügungen der anderen nach, legen jedem Wort einen anderen Sinn unter und sind sehr firm im Kopfrechnen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, wer von beiden öfters mit „ihm“ ausgegangen ist.

Für die junge verheiratete Frau gibt es andere Gründe, die eine Freundschaft fast unmöglich machen: Zunächst einmal fehlt ihr meist die Zeit, sich viel mit anderen abzugeben, da sie sich erst in ihre Hauslichkeit hineinfinden muß, was ihr — zumal heute — manchmal recht schwer fällt. Denn nicht selten hat sie vor der Ehe im Beruf gestanden, und die Zeit war kurz, um die Rüste der Haushaltsführung zu erlernen, wenn sie nicht gar aus finanziellen Gründen auch in der Ehe ihre Stellung beibehalten muß. In diesem Fall ist ihre Stundeneinteilung auf die Minute knapp berechnet. Doch abgesehen davon, ist auch der Charakter der Frau von dem des Mannes grundverschieden. Während der Mann neben seiner Ehe noch genug Energie frei hat, um sich mit anderen Dingen und Menschen, auch mit einem Freunde, zu beschäftigen, ohne seine Gattin zu vernachlässigen, konzentrieren sich die Gefühle und Interessen der Frau ausschließlich auf ihn, so daß für nichts anderes mehr Platz in ihrem Leben ist — außer vielleicht für die Kinder.

Wenn dann eines Tages die Frau sich in das Einerlei der Wirtschaft hineingefunden hat, und die himmelhochjauchende Zeit der ersten Jahre vorüber ist, so daß die Liebe ruhiger Bahnen gefunden hat, wird sie sich wohl hin und wieder nach einer Freundin sehnen. Jetzt ist es aber schwer, den richtigen Ton und die richtige Persönlichkeit, sozusagen die richtige Atmosphäre, zu finden. Denn jede dieser Frauen ist zu sehr in den eigenen Kreis verponnen, den ihres Gatten, der Kinder und der Wirtschaft, um noch anderweitig viel Wärme abgeben zu können. So entstehen zwar gute Bekanntschaften, mit denen viele angenehme und lustige Stunden verbracht werden; aber die eigentliche tiefe, innige Gebundenheit der Mädchenjahre, mit der ganzen Fähigkeit der Hingabe aneinander, ist es nicht mehr und kann es nie wieder werden.

Aber die heutige Zeit bietet den Frauen ja noch eine andere Form der Freundschaft: die Kollegin spielt in modernen Berufsleben eine ebenso große Rolle wie der Kollege. Und hier und da werden die Frauen dieser Lebensstellung bereits gerecht. Man sollte meinen, daß ein Zusammenschluß der Kolleginnen gegen die vielen kleinen Unannehmlichkeiten der Arbeit und die sozialen Schwierigkeiten eine Selbstverständlichkeit wäre. Doch nein! Auch hier spielt der Wettstreit um den Mann, in diesem Fall um den Kollegen oder den Chef auch den besten Absichten einen Streich.

Denk! Es scheint nun einmal das Schicksal der Frauen zu sein, über den Mann alles andere zu vernachlässigen. Offenbar hat es sich im Laufe der Jahrhunderte herumgesprochen, daß der Ruf eines Mannes höher schmeckt, als der Ruf der besten, aufrichtigsten und innigsten Freundin...

A. M. Blum e.

Des Direktors Gesicht ließ sich vorsichtig im Türrahmen sehen. Unwillkürlich schloß der Beobachter die Augen, denn Nero hat sich auf die Hinterbeine erhoben und schlug mit den Riesentatzen nach dem Gesicht des Mädchens. Aber der Schlag ging auch diesmal fehl. Marietta war außer Reichweite, während die Peitsche grausam in die Flanken des Leoparden einschritt, bis er auf alle Viere zurückging und mit einem leichten Fauchen in seine angehobene Boge hinüberkroch. Marietta schenkte ihm einen mitleidigen Blick und warf ihm den Staubwedel in den Käfig hinein.

„Armer Kerl, hast dich so schön damit unterhalten!“

Von alledem wußte die alte Dame im Westen nichts, als sie wenige Tage danach der unvermutet nach so langer Abwesenheit eingetroffenen Tochter den Kafenord zeigte, in dem sich fünf putzige Junge um die Mutter scharten.

„Meine Leoparden sollst du sehen, Mutter,“ hatte Marietta gemeint, „sagt so brav wie deine Kätzchen.“

(Berechtigte Übertragung von Carl Behner.)

Schont das kindliche Feingefühl.

Von Magda Trost.

Es ist schon häufig darüber geschrieben worden, daß man seine Kinder in Gegenwart anderer niemals mit allzuviel Lob überschütten darf, weil dadurch die Kleinen leicht überheblich eingebläht werden. Es ist aber ebenso falsch, seine Zöglinge in Gegenwart Dritter auszusprechen oder zu schlagen. Gewiß, es gibt Fälle, in denen es angebracht ist, daß eine Züchtigung vor anderen erfolgt, das ist aber nur dann zulässig, wenn eben diese anderen bei der Angelegenheit direkt mit beteiligt sind. Grundsätzlich wäre es dagegen, wenn z. B. die Mama, die gerade eine Kaffeegesellschaft hat, das hereinretrende Kind vor allen Anwesenden ausschilt, weil es gestern oder heute eine Unart begangen hat.

Mütter, die sich einbilden, von Erziehung etwas zu verstehen, werden zu diesen Zeiten meinen, daß sie beides nicht tun. Aber es gibt noch ein Drittes, das von den meisten Eltern gar nicht beachtet wird. Nur zu gern berichten die Mütter von harmlosen Streichen ihrer Kinder, von Dingen, die die ganze Versammlung nett und niedlich findet, die aber das Kind, das danebensteht, auf das tiefste beschämt. Und wenn es nicht danebensteht und später lachend davon hört, daß man sein Malheur wisse, färbt sich meist das Kinderköpfchen blutrot vor Scham.

Es sei hier nur eine kleine Episode herausgegriffen, die hunderte von Malen passiert und hunderte von Malen von den Eltern erzählt wird. Das kleine Mädchen verliert beim Spielen die Hoschen oder zerreißt sie sich, vielleicht plaut auch die Turnhose. Die Mütter erzählen lachend, wie es aussah, als ihr Trudchen so zerissen heimgelaufen kam. Es war ja nichts Schlimmes, bei einem kleinen Mädchen macht das nichts. Das Kind dagegen hat sich schon damals sehr geschämt, nun wird dieses Unglück weiter erzählt und oft genug steigen brennende Tränen in die Augen der Kleinen, weil nun alle Tanten wissen, wie zerissen es gestern herum lief. Das ist nur ein einziges Beispiel. Wie oft werden andere Attentate auf das Feingefühl des Kindes gemacht. Ein Bube oder ein Mädchen macht irgend eine dumme Ausrufung, die es selbst als dumm oder töricht erkennt, nachdem sie dem Munde entflohen ist. Die Mutter erzählt lachend die gesagten Worte weiter, man zieht das Kind damit auf, und wieder bohrt sich ein Stachel in die Seele der Kleinen. Man begreift nicht, warum man burlesk von den anderen Tanten ausgelacht werden soll, weshalb die eigene Mutter ihr Kind lächerlich macht. Die Folge davon ist, daß manches Kind scheu wird, sich weigert, dieser oder jener Tante guten Tag zu sagen, weil es sich schauernd an das letzte Gelächter erinnert und sich schämt.

Es ist überhaupt falsch, wenn Mütter alle die Ausrufungen, die von ihren Kindern gemacht werden, stolz und strahlend weitererzählen. Fernstehende glauben, harmlosen Worten bereits einige Charakterzüge entnehmen zu können. Ein kleines Mädchen, das in übertriebener Ordnungsliebe so gerne aufräumte, wurde von den Verwandten direkt damit gehänselt und Scheuerlotte genannt. Das Kind empfand diesen Namen als eine Kränkung und begriff nicht, weshalb die Mutter seinen Eifer den Fremden mitteilte.

Es liegen sich hier noch Duzende von Beispielen nennen, in denen das Feingefühl des Kindes verletzt wird. Das kleinere Kind kommt schließlich noch darüber hinweg, aber in dem gefährlichen Alter, in dem der Knabe sich schon als junger Mann, das Mädchen als junge Dame fühlt, muß man doppelt Rücksicht nehmen. Wurde doch einem fünfzehnjährigen ein ganzer Ausflug, auf den er sich sehr gefreut hatte, dadurch verdorben, daß die Mutter vor den anderen Bekannten zu dem Kassierer sagte: „Mein kleiner Bube zahlt doch noch halbe Preise?“ Da das Kind körperlich zurück war, trankte diese Ausrufung den Knaben doppelt, weil die anderen vierzehnjährigen den vollen Fahrpreis ohne weiteres zahlten. Ebenso muß man sich in Lokalen vorsehen, die man mit der heranwachsenden Jugend besucht. Bedor mundet man die Kinder vor dem Kellner zu sehr, haben sie keine Freude mehr am Ausgang. Es ist schon besser, ihnen ohne Zeugen klar zu machen, daß sie ein zweites Stück Kuchen oder ein zweites Glas nicht bekommen. Der sich fühlende Knabe wird dann beim Kafen des Kellners von selbst sagen: ich danke.

Alles das sind Kleinigkeiten, aber sie sind von größter Wichtigkeit für die Entwicklung der Kinder. Das Feingefühl ist nun eben ein sehr zartes Pflänzchen, dem man die allgeringste Sorgfalt angedeihen lassen muß. Nimmt man nach dieser Richtung hin aber keinerlei Rücksicht, so erzengt man sich ganz allmählich ein abgebrühtes Kind, dem jegliches Lob, jeder Tadel gleichgültig sind, das auch auf die Meinung der Menschen nicht das Geringste gibt.

Sommer-Abendkleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Sommerliches Abendkleid aus geblümtem Chiffon u. abnehmbarem Cape. Das Kleid ist ärmellos.
Rechts: Abendcomplet. Jede aus schwarzem Samt, mit Reifschwanz verbrämt, dazu ein auberginefarbenedes Georgettessieid.

Hilfsbereite Frauen.

Man spricht nicht mit Unrecht von dem hilfsbereiten Sinn der Frauen; die meisten von ihnen haben ein weiches Herz und sind gern bereit, mit Rat und Tat helfend einzugreifen. Aber gerade wir Frauen sollten uns, ehe wir spontanen Aufwallungen folgen, genau überlegen, was wir tun und wie wir es tun, denn Helfenwollen ist eine gute und schöne Sache — aber Helfenkönnen ist sehr schwer.

Zunächst darf Hilfe niemals ein Sich-Einmischen in andere Leute Angelegenheiten bedeuten. Es ist in erster Linie eine Tatfrage, und wenn uns irgendwo Hilfe nötig scheint, so müssen wir, ehe wir die unsere anbieten, uns erst vorsichtig darüber unterrichten, ob sie überhaupt erwünscht ist. — Sodann muß eine Form gefunden werden, die der Hilfe das Demütigende, das Almosenhafte nimmt, und endlich muß man sich in die Eigenart der Betroffenen hineinzuversetzen verstehen. Nicht, wie ich mir die Sache denke, ist das Wichtigste dabei, sondern daß der, dem geholfen werden soll, wirklich das Empfinden hat, Hilfe empfangen zu haben, nicht nur eine ihm drückende und ungewohnte neue Verpflichtung.

Schon aus diesen wenigen Sätzen geht klar hervor, daß man das Helfen nicht einfach nur aus dem Verteilen von Geld und Lebensmitteln oder sonstigen Geschenken bestehen lassen darf. Das wäre ein Helfen der Gedankenlosigkeit, ja, es kann unter Umständen mehr Unheil als Segen stiften. Mit Spenden aller Art sei man vorsichtig; erstens greift man damit oft der öffentlichen Wohlfahrtspflege vor, und es werden oft auf diese Art Personen, ja Familien doppelt und dreifach bedacht, während andere in gleicher oder noch größerer Notlage leer ausgehen. Zweitens zieht man mit gedankenlosem Schenken oft nur Faulheit und Heuchelei groß, im günstigsten Falle würdigen wir Leute zu Almosenempfängern herab, die vielleicht nur eines In-den-Sattel-Helfens (durch Fürsprache, Arbeitsnachweis, Verhelfen zu Ausbildungsmöglichkeiten und dergleichen) bedürfen, um sich aus eigener Kraft aus ihrer Notlage wieder hochzuheben.

Dies muß überhaupt der oberste Grundsatz sein. Hilfe soll darin bestehen, den Hilfsbedürftigen die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie sich selber helfen können. Dies ist die einzige positive Art des Helfens!

Im übrigen gehe man bei solchen Hilfsaktionen nie auf eigene Faust vor, sondern sehe sich zunächst mit den zuständigen Behörden, Vereinen, oder sonstigen Hilfsorganisationen in Verbindung; erst wo diese aus irgendeinem Grunde nicht eingreifen können, kommt die persönliche Unterstützung in irgendwelcher Form in Frage. Und hier kommt es dann wieder auf die rechte Art und Weise an; nie darf man gedankenlos vorgehen, nie gönnerhaft auftreten und nie Dank aus schuldigen Tribut beanspruchen. Entweder man hilft um der Sache, der Notlage willen, oder nicht; Hilfe, die nur geleistet wird, um der eigenen Eitelkeit oder Ruhmsucht willen, ist keine Hilfe.

Und noch eins — es mag überflüssig erscheinen, ist aber doch oft berechtigt: Ehe du anderen hilfst, prüfe gewissenhaft, ob du im Heim, in der Familie, kurz im eigenen Kreis auch allen Anforderungen gerecht wirst und nichts und niemanden vernachlässigst. „Wohl tun fängt zu Hause an!“ sagt der Engländer, und er hat recht. Das Helfen in der Allgemeinheit darf nicht auf Kosten der unmittelbaren Pflichten gehen. Welches zu vereinigen, ist die höhere Kunst des Helfens und erfordert Wirksamkeits- und praktischen Sinn, die Fähigkeit der Übersicht und des Einteilens, sowie endlich den Willen zu gesteigerter persönlicher Arbeitsleistung.

St einem dieses Wesen des rechten Helfens klar und zur Gewohnheit geworden, so wird man viele Möglichkeiten der Hilfe und aus erfolgreichem Wirken tiefsinnere Befriedigung finden.

Der Wert der Gurke.

Die Gurke, früher verachtet, ist jetzt eine sehr beliebte Frucht, die in zahlreichen Zubereitungen genossen wird. Trotzdem sie hauptsächlich aus Wasser besteht (ungefähr 94 Prozent) und nur wenig Nährstoffe enthält, wie z. B. 1,5 Prozent eiweißhaltige Körper, hat sie für den Körperbau einen nicht unerheblichen Wert, denn sie enthält zahlreiche Vitamine und hat auf den Stoffwechsel den günstigsten Einfluß. Bei Beschwerden der Harnwege sind sie infolge ihres

Wasserreichtums von angenehmer Heilwirkung. Schon seit aller Zeit gelten die Gurken im Volke als erfolgreiches Mittel zur Bekämpfung derartiger Leiden. Von den wirkenden Stoffen wissen wir noch nicht alle Einzelheiten, hier ist darum die praktische Erfahrung die Lehrmeisterin, wie es in früheren Zeiten auch auf dem Gebiete der Vitamine der Fall war, sowie der Radioaktivität der Bäder und Heilwässer, die schon lange als nützlich erkannt worden waren, ehe man von Radium und Vitaminen etwas wußte. Mit Vorsicht sind die Gurken dagegen von allen Personen zu genießen, die eine schwache Verdauung oder einen empfindlichen Magen haben. Diese sollten es unter allen Umständen vermeiden, Gurken im rohen Zustande oder gar als Salat, in Verbindung mit Essig, zu genießen, denn unter Umständen können sie sehr nachteilig wirken, sogar zu gefährlichen Erkrankungen die Ursache werden. Die sogenannten „sauren Gurken“, die richtiger Salzgurken genannt werden, sind dagegen bei bestimmten Indispositionen der Verdauung von guter Wirkung. Besonders bei starker Überfäuerung des Magens haben sie eine günstige Wirkung, denn die Milchsäure, die sich bei diesem Prozeß bildet, fördert die Verdauung und hat auf die Verdauungsorgane heilenden Einfluß. Wenn man also Gurken richtig genießt, dann können sie die besten Einflüsse auf den Organismus haben. Es kommt dazu, daß sie eine „dankbare“ Pflanze sind, d. h. für geringe Mittel bei gutem Boden einen reichen Ertrag liefern. Auch auf dem Gebiete der Kosmetik sind die Gurken mit Recht viel gebraucht, denn sie sind ein natürliches und schnell wirkendes Schönheitsmittel, das den großen Vorzug völliger Unschädlichkeit hat. Um die Haut der Hände oder des Gesichtes weich und zart zu erhalten oder zu machen, muß man am Abend einen Brei, der aus geschälten Gurken hergestellt wird, ziemlich dick auf die zu verschönernden Stellen auflegen und möglichst lange liegen lassen, d. h. 10 bis 15 Minuten. Dann gut abwaschen und trocken reiben! Der Erfolg ist überraschend. Auch tüchtige Einreibungen mit Gurkenwasser in die Haut sind von bester und angenehmster Wirkung, zumal man die Flüssigkeit eintrocknen lassen und dadurch wirksamer machen kann. Dieses Schönheitsmittel ist billig.

Erprobt und bewährt!

Wildlederhandschuhe reinigt man trocken, indem man sie über die Hand zieht und mit einem weichen, in Mehl getauchten Lappen abreibt. Man sät das Mehl einige Minuten auf dem Handschuh und bürstet es dann mit einer weichen Bürste aus.

Zu stark geblühte Wäsche kühle stecke man einen Augenblick in Essigwasser.

Unangenehmer Geruch beim Kochen mancher Gemüse wird vermieden, wenn ein Stückchen Brot in einem Reintabletten mitkocht.

Der Jugendfreund.

Aus den Vortagen der Menschheit Kleinod Feuer



Südamerikanische Indianer biegen das Quirlholz, stemmen es dann gegen die lebergeschulte Stirn und „leiern“, bis Feuer entsteht.

Feuer anzumachen ist nicht überall so einfach wie bei uns, wo man an jeder Stragencke Zündhölzer laufen kann. Negerdörfer im inneren Afrika bedienen sich noch heute eines ganz umständlichen Verfahrens. In einen Block aus weichem Holz wird eine Kerbe eingeschnitten. Dann setzt sich der Mann, und während er den Block mit den Füßen festhält, dreht er quirlend einen Stab aus hartem Holz in der Vertiefung, bis der abgefeilte Holzstab zu glimmen beginnt. Aber damit hat man noch lange kein Feuer. Der Funke muß auf leicht brennbaren Stoff gebracht werden; auf trockenes Moos, dürres Gras oder ähnliches, wo man ihn schließlich durch Anblasen zu einer Flamme entfacht.

Mancherlei sind die Arten, wie man Feuer macht, aber fast alle beruhen auf derselben Beobachtung, daß durch Reibung Wärme entsteht. Jeder, der schon einmal mit einem Nagelbohrer ein Loch in Holz bohrt, wird gemerkt haben, wie sich das Werkzeug bei der Arbeit erhitzt. Das ist es, was alle diese Leute benutzen. Man reibt Hölzer gegeneinander, man hat Vorrichtungen, um schabend einen Stab auf einem Brett zu reiben, den „Feuerpfahl“, man bewegt sägend die Kante einer Platte, einer Schlingpflanze auf einem eingekerbten Bambusrohr, bis der Funke ausflammt. Sehr erleichtert kann man sich die Arbeit, indem man feinen, scharfkörnigen Sand dazwischenstreut, der die Reibung vergrößert. Er muß nur recht trocken sein, sonst ist alle Mühe umsonst.

Manche Eskimos stemmen einen Stab so fest gegen ein Brett und gegen einen tierischen Wirbelknochen, den sie zwischen den Zähnen festhalten, bis er sich krumm biegt. Dann drehen sie mit der Hand, wie ein Zimmermann den Bohrer bewegt, bis der beabsichtigte Erfolg eintritt. Südamerikanische Hirten, die sich in der Einöde oft keine Zündhölzer verschaffen können, stemmen dabei den Stab gegen die durch ein Leder geschulte Stirn und „leiern“, bis sie Feuer haben. Das sind aber alles sehr mühsame Verfahren, und wenn es einer fertigbringt, innerhalb einer Viertelstunde auf diese Weise ein helles Feuer anzufachen, so sagt man von ihm, er habe die Sache fein heraus.

Bei uns in Europa wurde bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein Stahl und Stein zum Feuermachen benutzt. Man schlug sie gegeneinander und ließ den Funken auf sogenannten Feuerstein ausfallen. Das ist ein filziger, an Baumrinde wachsender Pilz, den man trocknen und weicklopfen muß, der aber dann die Eigenschaft besitzt, ein-

Die neuen Hüte.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Die Laune der Mode ist unberechenbar. Bisher waren nur Hüte und Kappen beliebt, die schöne Haare, Augen und Stirne freiließen. Um der Dame wieder einmal einen ganz anderen Ausdruck zu geben, haben sich die Modeschöpfer die Kofolozzeit zum Vorbild genommen. Man trägt wieder kleine Kokette, tiefs auf rechte Augen gesetzte Hütechen. Die Wunder der Kofetterie sind aufs schönste und niedlichste zu garnieren. Von der großen wallenden Straußfeder, bis zum kleinsten steil liegenden Federchen in allen Farben, Blumen und Bänder und kleine Phantasiegebilde lassen eine ganze Industrie neu aufleben. Auch kostbare Reiter finden wieder ihre Verzierungen und geben dem Hut eine besondere Note. Was würd auch wohl besser, schöner und geschmackvoller zu der engen Taille und dem weiten langen Rock passen, wie die entzückenden Dreispitz, Postillon-, Ragd- und Schäferinnenhüten?

Der Jugendfreund.

mal entzündet sehr schön weiterzuglimmen. Erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Zündhölzer allgemein. Aber sie waren damals noch lange nicht so wie unsere heutigen. Mit Schwefel und Phosphor bereitet, entzündeten sie sich manchmal auch so leicht, und im Gebrauch verbreiteten sie einen abscheulichen Geruch.

Ehe unsere Streichhölzer sich einfuhrten, wurden allerlei Arten der Feuerzeugung versucht. Man haute das „pneumatische Feuerzeug“. Es beruhte auf dem Umstande, daß sich zusammengepreßte Luft erhitzt. Wer einmal einen Fahrradreifen aufgepumpt hat, der weiß auch, wie heiß dabei die



Afrikanische Neger in kulturfernen Distrikten reiben Feuer durch pflügende Bewegung eines Holzes in einer Rille.

Luftpumpe wird. Durch eine sinnreiche Einrichtung verdrängte man die Luft so lange, bis ein dünner Draht im Innern des Rohres zu glühen anfang. Es war reichlich umständlich.

Eine Zeitlang versuchte man es auch mit den „Tanzhölzern“. Dünne Stäbchen wurden nacheinander in verschiedene Chemikalien eingetaucht, die sich dann zuletzt an der Luft von selbst entzündeten. Die Gefahr dabei bestand darin, daß man die Flüssigkeiten in kleinen Behältern bei sich führen mußte. Wenn etwas davon auslief, so konnte man sich unversehens die Kleider am Leibe andrennen. Das alles ist durchaus noch keine hundert Jahre her!

Weil Feuer anzumachen eine schwierige Angelegenheit war, so verlegte man sich in vielen Fällen darauf, sich von anderen, die gerade Feuer hatten, welches geben zu lassen. Es war einfacher, einen glimmenden Brand vom Nachbarn zu holen, als mit Stahl und Stein den Feuerstein zu zerkleinern und das Fünkchen dann zu einer Flamme zu pflanzen. Aus jener Zeit hat sich die Sitte des „Feuergebens“ erhalten. Noch heute bittet man ganz unbedenklich auf der Straße oder in der Eisenbahn einen wildfremden, völlig unbekannten Menschen um Feuer für die Zigarre. Niemand wird dies verweigern. Es ist ein Überbleibsel aus alter Zeit. Da also das Feuer nur unter großen Mühen erzeugt und mit größter Vorsicht erhalten werden konnte, war es ein kostbarer Besitz und genoss ja auch fast überall göttliche Verehrung. Im Tempel der Best zu Rom wurde ein ständig brennendes Herdfeuer von den Priesterinnen der Göttin, den ehrenhaften Vestalinnen, unterhalten.

Wir haben es heute doch leichter mit unseren Zündhölzern, als es unsere Vorfahren hatten. Ein einziges Strich — und das Holz flammt auf. Es geht eigentlich zu leicht, denn schon manchmal ist durch unbedachtlos spielende Kinderhände ein Brand entfacht und großes Unglück verursacht worden.

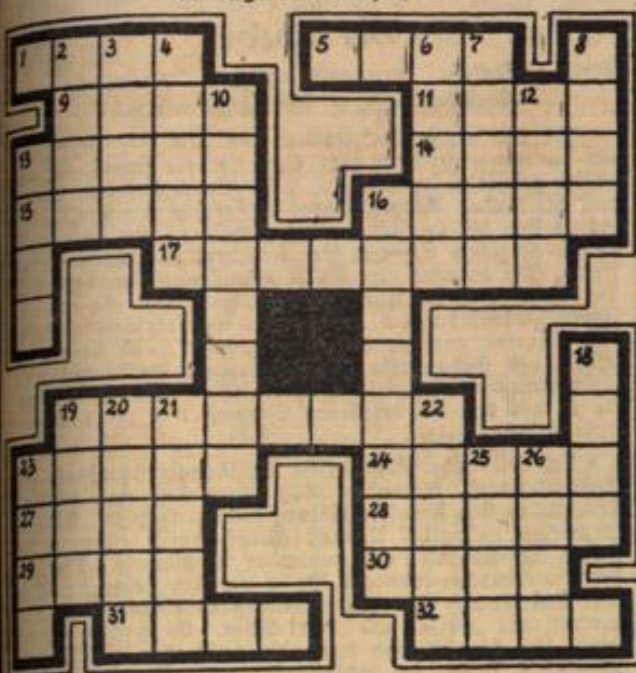
Ob man wohl in fünfzig oder hundert Jahren wieder noch andere Feueranzünder benutzen wird als unsere Streichhölzer? Das Benzinfeuerzeug ist schon ein Hinweis darauf, und das „unverbrennbare“ Zündholz, das kürzlich erfunden wurde, zeigt ebenfalls, daß der Menschengeist nicht ruht und rastet, sondern immer noch bequemere, billigere und zuverlässigere Methoden ersinnt.



Rätsel und Spiele.



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Arabisches Königreich, 5. deutscher Strom, 11. plumper Schwimmbügel, 14. Astrolog Wallensteins, 15. Protaschisch, 17. deutscher Dichter, 17. Erfrischungsgetränk, 19. Naturerscheinung, 23. deutscher Staatsmann, 24. Vogeltraut (Pflanze), 27. Stadt in Westfalen, 28. Asiate, 29. Schauspiel von G. Hauptmann, 30. engl. Schulstadt, 31. Nachtvogel, 32. männl. Vorname.

Senkrecht: 2. Vogel, 3. Kasse, Stand, 4. Wasserstraße, 6. Stadt im Irak, 7. Kurort im Harz, 8. Gleichklang, 10. Heeresstellung, 12. Teil des Beines, 13. Gezeit, 16. Zweig der menschlichen Wissenschaft, 18. großes Gewässer, 19. Sohn Adams, 21. Bodenerhebungen, 21. Stadt in Ungarn, 22. Schreibfähigkeit, 23. Küstengebiet, 25. biblisches Land, 26. italienischer Maler.

Rätselsprung-Rebus.



Getrennt und vereint.

Getrennt: 's wird nie ein Ganzes sein.
Vereint: geschieht's heimlichstweise.
Getrennt: bei einem Worte ist's gemein!
Vereint: passiert oft auf dem Eise.
Getrennt: erfordert's stets ein Band.
Vereint: es tut's der Feind ins Band.

Silben-Rätsel.

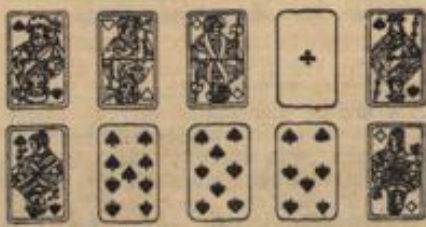
al — ar — arch — bar — bel — bell
— burg — che — dad — di — di —
e — ei — ei — erz — es — ex —
ge — ge — gen — gie — hi — im
— in — in — is — ke — ko — kor
— kus — land — le — le — let —
lüt — mor — nar — ne — nei — ni
— nit — on — per — po — po —
ra — ral — re — rei — se — sei —
sen — si — sinn — spa — stab —
sy — tant — te — tel — ten — ti
— trap — tri — tri — um — va —
ze — zow.

Aus obigen Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen einen Spruch von Goethe ergeben. (J ein Buchstabe, i = j.)

Die Wörter bedeuten:
1. Nichtschmann, 2. Stadt in Sachsen, 3. Handwerk, 4. Boot, 5. Mineral, 6. Antilleninsel, 7. Aufrührer, 8. Heilmittel, 9. militärische Körperschaft, 10. Untugend, 11. italienischer Staatsmann, 12. Strohblume, 13. italienische Provinz, 14. amerikanische Pelzjäger, 15. schädel des Geleits, 16. nordische Insel, 17. Verbannung, 18. algerischer Reiter, 19. erhöhter Boden, 20. Rätselspiel, 21. Statthalter, 22. Teil des Hauses, 23. Zeitabschnitt, 24. Freiheitskämpfer, 25. feindlicher Einfall.

Stat.-Aufgabe.

Auf folgende Karte verliert Vorhand ein Pils-Handspiel: Pils-Bube, Herz-Bube, Karo-Bube, Kreuz-K, Pils-König, Pils-Dame, Pils-8, Pils-7, Karo-Dame.



Er verliert das Spiel, trotzdem die Gegentrümpfe verteilt sind und im Stat Herz-K und Herz-10 liegen. Mittelhand hat 12 Punkte mehr in der Karte als Hinterhand. Wie waren Kartenstich und Spielverlauf?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Wagerecht: 1. Raß, 3. Rabel, 6. Ragusa, 9. Orse, 11. Beg, 13. Hof, 14. am, 15. Eitel, 17. Pfund, 18. Inn, 20. Met, 21. Rai, 22. Ruhe, 25. Saboga, 26. Passio, 27. Olga. Senkrecht: 1. Welba, 2. Tac, 3. Ruf, 4. Ase, 5. Kauf, 7. Gruen, 8. Tempel, 10. Molnar, 12. Gift, 13. Heim, 16. Baho, 19. Nizza, 20. Maul, 22. Ras, 23. Ubo, 24. ego. — Silber-Rätsel: Erst beginn's, dann beginn's! — Ortsveränderung: Don, Au, Donau. — Geographisches Silben-Rätsel: 1. Repe, 2. Herlohn, 3. Chabau, 4. Zolebo, 5. Suez, 6. Hardanger, 7. Argentinien, 8. Richtenstein, 9. Beirut, 10. Jossen, 11. Ustion, 12. Tientjin, 13. Utrecht, 14. Niagara, 15. Jura, 16. Setubal. Nichts halb zu tun ist edler Geistes Art. — Ergänzungsaufgabe: 1. Palermo, 2. Seewehr, 3. Sechster, 4. Entente, 5. Seefleg, 6. Krebeng, 7. Dthello.

Lüftlign Lth.



Abgekürztes Verfahren.

Ich muß morgens immer in den Spiegel gucken, ob ich auch sauber gewaschen bin!
Ne, ich kann das immer am Handtuch sehen!

Abschredend.

Menschen, die lange zusammenleben, sehen sich allmählich ähnlich, bemerkte der Bräutigam. Hier ist der Verlobungsring zurück, sagte die Braut entsetzt. Das ist doch nicht richtig!

Gut verteilt.

Der Richter hatte über einen Diebstahl einer Uhr, die im Tage geht, abzuurteilen. Sie bekommen die Uhr, sagte er zu dem Kläger. Und was bekommen ich? fragte der verurteilte Angeklagte. Sie bekommen die acht Tage, sagte der Richter.



Reite Wirtschaft.

Sag mal, Alte, wie kommt denn die Zwiebel hier in mein Reithemd?
Ach, Justus, ich konnte vorher nicht gleich den Marktfleisch finden.

Humor des Auslandes.

Der Bettler.
Können Sie denn im Laufe des Tages soviel zusammenbekommen, daß Sie davon leben können?
Nein, nicht immer, liebe Frau — manchmal muß ich selbst etwas dazu legen.

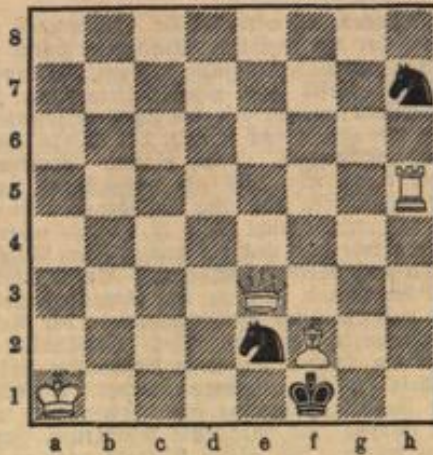
Guter Rat.

Also, wenn Sie dünner werden wollen, müssen Sie nur Obst, Gemüse, Salate, und trockene Brötchen essen!
Hm, vor oder nach den Mahlzeiten? (Answers)

Schach-Spalte.

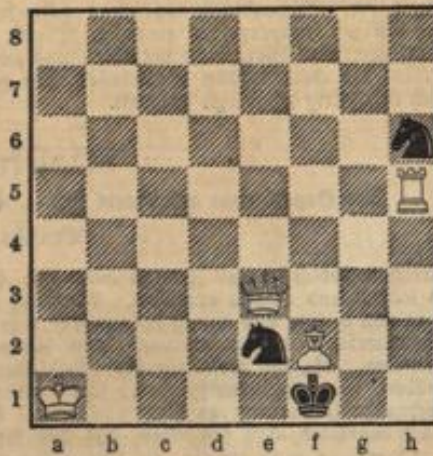
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 77. A. Akerblom. (1 Zwillingspaar).



Weiß: Ka1, De3, Th5, Lf2.
Schwarz: Kf1, Se2, h7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 78. Von demselben.



Weiß: Ka1, De3, Th5, Lf2.
Schwarz: Kf1, Se2, h6.
Matt in 2 Zügen.

Die Entstehung des Schachs ist einerseits der Gegenstand unzähliger Forschungen, andererseits der verschiedenartigsten Versionen gewesen; eine bestimmte Jahreszahl läßt sich bezüglich derselben nicht aufstellen, da Spuren von dem Vorhandensein des Schachspiels Jahrtausende weit zurückreichen. Schließlich können wir über die Zweifel, die uns über den Ursprung des Schachs verbleiben, getrost mit dem Gedanken hinweggehen: Seien wir froh, daß wir es haben. Soviel steht jedoch fest, daß die Wiege dieses wundervollsten Kindes menschlicher Phantasie in Indien stand, wo das antike Schach, in seiner Natur von dem heutigen freilich sehr verschieden, unter dem Namen Chatur-anga (Tschaturanga) lange schon vor unserer christlichen Zeitrechnung existierte. Aus diesem entwickelte sich später, etwa zu Anfang des sechsten Jahrhunderts das mittelalterliche Shatranj (Schatrandsch) der Perser, Araber und Türken; in Europa verbreitete es sich hauptsächlich durch die im 12. und 13. Jahrhundert aus den Feldzügen gegen die mohammedanische Herrschaft heimkehrenden Kreuzfahrer. Einen eigentlichen Aufschwung nahm unser Spiel jedoch erst in den beiden vorigen und jetzigen Jahrhunderten durch das Auftreten und Wirken zahlreicher hervorragender Meister desselben in allen Ländern der Kulturstaaten, bis es auf den heutigen Standpunkt der Ausbreitung und Gedeihen gelangte, bestimmt in der Zukunft noch vielmehr ein Gemeingut aller Gebildeten zu werden.

Partie Nr. 38. Gespielt im Wiener Schachturnier am 29. Juli 1873. Evans-Gambit.

Weiß: Anderssen; Schwarz: Rosenthal.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lc4—Lc5, 4. b4—Lxb4, 5. c3—La5, 6. d4—exd4, 7. 0-0—d3. Ein schwacher, vorläufiger Zug der Verteidigung. Die kleine Partie ist merkwürdig durch ihren raschtödlichen Verlauf gegenüber einem Spieler wie Rosenthal, einem Preisträger in diesem Wettkampf. 8. Db3—Df6, 9. Tel—Sge7, 10. Lg5—Dg6, 11. Lxe7—Kxe7. Nimmt der Springer so folgt Se5. 12. e5—Kf8. Schwarz steht schon recht mißlich; längeren Widerstand dürfte z. B. Te8 bieten. 13. Sbd2—Lb6, 14. Se4—Sd8?, 15. Da3+—Ke8. Der König geht direkt ins Mattnetz. Doch hätte auch c5 oder Kg8 den Verlust der Partie nicht abgewendet. 16. Sf6+, Schwarz gibt auf. Kurz und erbaulich.

Lösungen: Nr. 67. 1. Sbl. Nr. 68. 1. Kg1. Angegeben von P. Buerko, Karl Kreis, W. Simon, Ludw. Nickel und Karl Kadd.

Hygiene und Fleilkunde.

Das Kind will nicht essen!

Erziehung zur Nahrungsaufnahme. — Diät bei nervös-appetitlosen Kindern.

Von Dr. med. Klaus Hofer.

Dieser Schreienruf wird wieder und wieder von besorgten Eltern bei den täglichen Mahlzeiten getan. Einem jedem von uns sind wohl die Fälle bekannt, bei denen selbst an reichlichsetzter Tafel das wohlbehütete Kind ängstlich zwischen den Eltern sitzt, dauernd zum Essen aufgefordert wird und trotzdem wenigstens nach Ansicht der Eltern nur ungenügende Nahrungsmengen zu sich nimmt. Manchmal sind diese Mengen jedoch nur falsch als ungenügend bezeichnet, weil ja sehr viele Eltern trotz aller Aufklärung nicht einsehen wollen, daß es durchaus nicht nötig ist, nun zu jeder starken Mahlzeit dem Kinde auch noch ein großes Glas Milch aufzudrängen. Trotzdem bleiben noch genug Kinder übrig, die ohne erklärlichen Grund selbst bei der schmackhaftesten Zubereitung und weitgehendsten Entgegenkommen der Nahrungsmittelauswahl, wirklich zu wenig essen. Gewöhnlich handelt es sich dabei um Kinder, die keine Geschwister haben und daher besonders ängstlich aufgezogen werden. Diese werden verweigern die Nahrungsaufnahme sehr oft aus dem puerilen unbewussten Grunde, sich durch ihre Weigerung irgendwie interessant zu machen. Bei solchen Kindern wird es sich nach Verlagen aller anderen Methoden, falls die Eltern dazu veranlaßt sind, in der Lage finden, als empfehlenswert herausstellen, das Kind einmal in eine andere fremde Umgebung zu schicken und natürlich am besten in solche Heime, in denen es mit vielen Gleichaltrigen zusammen die Mahlzeiten einnimmt. Dieser einfache Umgebungswechsel bewirkt oft Wunder. Die andere Einstellung der Kinder in der Fremde ist ja vielleicht auch dadurch zwanglos zu erklären, daß dort nicht soviel zum Essen genötigt wird und nach Stehenlassen einer Mahlzeit sich zwischen durch ein zwar gesundes aber vielleicht doch lästiges Hungergefühl einstellt. Dieser Hunger wird seinen erzieherischen Wert nicht verfehlen und zweifellos das nächste Mal die Betreffenden veranlassen, die gebotene Nahrung doch rechtzeitig zu sich zu nehmen.

Wohltätiger Schweiß.

Der Organismus erleichtert sich. — Warnung vor Bekämpfung des Schweißausbruchs.

Von Dr. med. Gerhard Fresenius.

In zahlreichen Gedichten und Zitaten wird der „Schweiß des Edelen“ lobend und ehrend erwähnt. Trotzdem werden viele Menschen von diesem Lob wenig erbaut sein und gerade an heißen Sommertagen diejenigen von ihren Mitmenschen besonders beneiden, die bei derselben Arbeitsleistung und unter denselben Temperaturumständen über eine weit schwächere Schweißabsonderung zu klagen haben. Bei genauer Beobachtung wird man feststellen, daß der Grad der Schweißmenge durchaus nicht immer mit dem Körpergewicht zusammenhängen braucht. Man sieht genug sehr magere Menschen, die bei der geringsten Anstrengung geradezu in Schweiß gebadet sind. Allerdings ist bei diesen Menschen der Schweißausbruch oft lediglich ein Zeichen von allgemeiner Körperschwäche, denn an und für sich ist es natürlich klar, daß Leute mit einem gewaltigen Fettpolster unter der Haut bedeutend leichter zu Wasserabgaben jeder Art neigen.

Wie erleichternd der Schweißausbruch manchmal sein kann, wird uns besonders an den Tagen klar, an denen die Außentemperatur bei bedecktem Himmel und feuchter Luft trotz Fehlen der Sonnenstrahlen besonders unerträglich ist. Gerade an solchen Tagen werden unsere Schweißdrüsen vielleicht nicht so stark arbeiten, aber unser Körper ist weit davon entfernt auf diesen Umstand hin besonders freudig zu reagieren. Gerade das Gegenteil trifft ein. Im Innern unseres Organismus flaut sich die Wärme, die Blutgefäße füllen sich ganz außergewöhnlich stark und plötzlich ist der gefährliche Hitzschlag da. Es soll also niemand bei großer Hitze das Schwitzen ohne weiteres verwünschen und immer bedenken, daß durch die aus dem Körper geschwüpften Wassermengen auf natürlichem Wege eine gewaltige Entlastung des Herzmuskels und des gesamten Blutkreislaufes herbeigeführt wird.

Was ist Ohnmacht?

Der Organismus reflektiert zu heftig. — Vorbeugen und Behandeln.

Von Dr. med. Günter Fiebig.

Ohnmacht stellt eine plötzliche und vorübergehende Blutleere des Gehirns dar. Es liegt in der Natur der Ohnmacht, daß sie niemals lange anhalten kann. Würde sie länger dauern, dann gäbe es kein Erwachen aus der Ohnmacht mehr. Obwohl Ohnmacht an sich keine seltene Erscheinung ist, muß man doch wohl zu ihr disponiert, das heißt, besonders veranlagt sein. Ebenso, wie es Menschen gibt, die noch niemals in Ohnmacht gefallen sind, wird es immer andere, besonders Frauen geben, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Ohnmacht fallen. Das mit der „passenden“ Gelegenheit ist natürlich gleichbedeutend mit „für die Betroffenen passend“. Auch Ohnmacht kann eine Flucht aus der Wirklichkeit darstellen, so daß sich ein Mensch veranlaßt sieht, weil er sich den Augenblick gegebenen Verhältnissen nicht gewachsen fühlt. Nicht umsonst spielt die Ohnmacht in alten Komödien eine so beliebte Rolle.

Doch das ist in der heutigen, sportgepflanzten Zeit gewiß nur noch in den seltensten Fällen zutreffend. Auch das schwache Geschlecht wird heute nur dann in Ohnmacht fallen, wenn ein besonderer Anlaß dazu vorhanden ist. Solche Anlässe können durchaus entgegengesetzt sein: körperliche Erschöpfung, Schreck, Ärger, aber auch Freude. Wichtig dabei ist in der Regel nur das plötzliche der Wahrnehmung. Ohnmacht ist gewissermaßen ein Reflex, dessen ursprünglicher Sinn die sofortige Abwehrbereitschaft des Organismus ist. Es kommt auf Grund dieses Reflexes zu einer momentanen Verengung der Gefäße, die der Straffung der Muskeln dienen soll. Bei an sich dazu disponierten Menschen kann dieser Reflex über sein Ziel der Abwehrstellung hinausgehen. Die Verengung der Gefäße betrifft dann mit plötzlicher Wucht auch die Gefäße des Gehirns. Der beabsichtigte Effekt, dem ja der ganze Reflexvorgang dienen soll, ist überschritten und damit verdorben. Aus der Reaktion auf eine noch nicht genau festgestellte Wahrnehmung, die der Abwehr dienen sollte, ist eine Ohnmacht geworden, durch die der Betroffene erst recht dem ausgeliefert sein würde, vor dem ihn sein Organismus reflexartig schützen wollte. So ein Ohnmachts-

anfall ist immer eine aufregende Angelegenheit. Zwar nicht einmal so sehr für den Betroffenen, als für die Umgebung. Dabei ist die Ohnmacht selbst gewöhnlich ein harmloser Vorgang. Das Bild der Ohnmacht dagegen wirkt beängstigend. Der Ohnmächtige liegt nach plötzlicher Zusammenbrechen mit leichten bläulichem Gesicht da. Die Augen, halb oder ganz geöffnet, lassen die erweiterten Pupillen sehen. Die Nasulatur ist schlaff. Die Atmung schnappend oder anscheinend aufgehoben. Der Puls ist nur schwach zu fühlen oder wird in der Aufregung garnicht wahrgenommen. Auf Anruf erfolgt zunächst keine Reaktion. So kommt es, daß der Ohnmächtige bisweilen für tot gehalten wird. Glücklicherweise ist der Zustand gewöhnlich gerade dann vorüber, wenn die Aufregung der Umgebung aufs höchste gestiegen ist.

Vorbeugen und Behandeln der Ohnmacht besteht in der Anregung der Blutcirculation. Der Ohnmächtige wird am besten flach auf den Boden gelegt. Der Kopf soll dabei möglichst tief liegen. Es kommt darauf an, dem Kopfe mehr Blut zuzuführen. Die Atmung schnappend oder anscheinend aufgehoben. Der Puls ist nur schwach zu fühlen oder wird in der Aufregung garnicht wahrgenommen. Auf Anruf erfolgt zunächst keine Reaktion. So kommt es, daß der Ohnmächtige bisweilen für tot gehalten wird. Glücklicherweise ist der Zustand gewöhnlich gerade dann vorüber, wenn die Aufregung der Umgebung aufs höchste gestiegen ist.

Nachdem das Geschehen ist, wird allmählich die Blässe des Gesichtes von einer zunehmenden Rötung abgelöst. Das Erwachen aus der Ohnmacht läßt dann nicht mehr lange auf sich warten. Wenn jetzt ein Anruf erfolgt, wird er in der Regel schon eine Reaktion zur Folge haben.

Ist das Auftreten der Ohnmacht häufiger und offenbar grundlos, dann empfiehlt sich auf alle Fälle eine eingehende, ärztliche Untersuchung. In derartigen Fällen ist die Möglichkeit eines Herzleidens vorhanden. Bisweilen sind aber diese gehäuft Ohnmachtsanfälle nur Anzeichen geistiger Überarbeitung.

Die Ruhr.

Eine gefährliche Sommerkrankheit. — Ausbreitung durch Bazillenträger. — Wie schützt man sich?

Zu den alten Volksseuchen, die dank der Fortschritte der modernen Hygiene ihre Schrecken für uns verloren haben, gehört neben Cholera, Pest, Flecktyphus und Typhus auch die Ruhr. Ausgesprochene Ruhrerkrankungen großen Umfangs sind bei uns recht selten geworden; und doch kommt es fast in jedem Sommer hier und dort zu gehäuftem Auftreten, oder es wird eine Reihe von Einzelfällen beobachtet. Die Erreger dieser Infektionskrankheit sind in unheimlichen Zonen die Ruhrbazillen, unter denen man verschiedene Typen und Abarten unterscheidet. In Ägypten und China, in Afrika und Südamerika sind es Amöben, die dortselbst die sogenannten Amöbenruhr hervorrufen — eine Erkrankung, die in den von ihr befallenen Ländern eine der häufigsten Todesursachen bildet.

Die bei uns einheimische Bazillenruhr beginnt mit Appetitlosigkeit, Erbrechen, Abgeschlagenheit und häufigen Durchfällen, die schon im Anfang blutstreifen und Schleimkörperchen aufweisen können; charakteristisch sind ferner heftige Leibschmerzen und quälender Stuhlbrand. Die Zahl der Entleerungen kann auf 20–30 pro Tag steigen; je nach dem Schleim und Eiter oder Blutabgang überwiegen, unterscheidet man „weiße“ und „rote“ Ruhr. Es versteht sich von selbst, daß die Kranken durch die quälenden Koliken, den dauernden Drang, die heftigen Durchfälle, die Appetitlosigkeit und durch das Fieber sehr schnell herunterkommen. In seltenen schweren Fällen bilden sich tiefgreifende Darmgeschwüre, die mit tödlichem Ausgang enden können. Zumeist jedoch klingen die stürmischen Erscheinungen nach 1½ bis 2 Wochen ab; jedoch dauert es meist noch viele Wochen, bis sich die entkräfteten Kranken wieder erholt haben. In übrigen kann es auch noch in der Konvaleszenz zu erneuten Herzerkrankungen, rheumatischen Gelenkerkrankungen, Nerven- und Augenstörungen kommen. Bisweilen geht die akute Ruhr in die chronische Form über; Verstopfung wechselt mit Durchfällen, in den Ausscheidungen finden sich auch weiterhin Bazillen, und nach Diätfehlern, leichten Erkältungen usw. kommt es dann erneut zu Rückfällen mit allen Ruhrerscheinungen.

Im allgemeinen jedoch nimmt die Ruhr einen günstigen Verlauf; allerdings sind alte Leute, schon an und für sich gesundheitlich geschwächte Personen und junge Kinder besonders stark gefährdet, da die Ruhr vor allem auch das Herz und den Kreislauf angreift.

Die Übertragung der Ruhr erfolgt von Mensch zu Mensch; entweder durch die bazillenhaltigen Ausscheidungen der Kranken oder der sogenannten Bazillenträger; d. h. Personen, die noch lange Zeit über nach Überstehen der Krankheit „Bazillen ausscheiden“, ohne selbst mehr krankhafte Störungen aufzuweisen. Im übrigen erfolgt die Ausbreitung der Ruhr durch infiziertes Wasser, infizierte Milch oder rohes Obst, dem die Erreger anhaften, und schließlich spielen auch die Fliegen, die die Ruhrbazillen auf Butter, Fleisch und andere Nahrungsmittel verschleppen, als Krankheitsverbreiter eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Zur Verhütung der Ruhr empfiehlt es sich daher, in den warmen Monaten das rohe Obst gründlich abspülen, in rohe Milch vor dem Genuß zu kochen, alle Nahrungsmittel gut verbacken aufzuheben und Fliegengänge aufzuheben. Da erfahrungsgemäß ein Diätfehler, der die Widerstandsfähigkeit des Magen-Darmkanals beeinträchtigt, die Entwicklung der verschluckten Ruhrbazillen lebhaft fördert, ist oft erst ermöglicht, so hüte man sich in der heißen Jahreszeit vor Überladung des Magens mit schwer verdaulichen Speisen, hüte sich vor dem reichlichen Genuß kalten Wassers oder Eispfeifen, zumal wenn man erhitzt ist. In ruhenden, düstigen oder ruhrbefallenen Gegenden genieße man abgekochtes Wasser. Selbst bei harmlos erscheinenden Durchfällen ist es im heißen Sommer ratsam, den Arzt rufen zu lassen, zumal wenn es sich um kleine Kinder oder alte Leute handelt.

Dr. med. Otto Bierlinger.

Gebrannte Heliophoben scheuen die Sonne.

In diesem Sommer dürften die Amerikaner und Amerikanerinnen wenig Lust verspüren, sich von der Sonne einen Bronzeteint „ankniffeln“ zu lassen. Man hat nämlich die recht beträchtlichen wirtschaftlichen Schädigungen erachtet, die aus dieser Mode erwachsen; die durch Sonnenbrand hervorgerufenen Krankheiten sollen in den Vereinigten Staaten einen Wertverlust an Arbeitsleistung in Höhe von 200 Millionen Dollar herbeigeführt haben. Zu diesen Schlussfolgerungen gelangt Dr. Charles F. Pabst, der Dermatologe eines großen New Yorker Krankenhauses. Pabst nennt die Verlesungen der Haut die Sonne rötet, rötlich macht und verbrennt, ohne sie gleichzeitig zu bräunen, „Heliophoben“. Er schätzt die Verluste, die durch Sonnenkrankheiten verursacht wurden, auf mehr als 1,4 Millionen Dollar im Jahre. Todesfälle an Sonnenstich wurden in New York im Jahre 1920 mit 90 verzeichnet, eine Zahl, die in der gleichen Zeit durch Strahlenunfälle verursachten Todesfälle noch weit übersteigt. „Frau Mode“, schreibt der genannte Dermatologe, „hat sich schließlich doch der Wissenschaft unterwerfen müssen. In der Mehrzahl der Fälle wurde der Sonnenbrand, der die Krankheit auslöst und zu dem Verlust an Arbeitsleistung führte, freiwillig und bewußt hervorgerufen. Diese Schädigungen hätte vermieden werden können, wenn man ein wenig Sorgfalt und Vernunft hätten walten lassen. Der augenblicklichen Wirtschaftsbepression ist es zu danken, daß Manie des Braunbrennens, einen so starken Rückgang erfahren hat. Viele Personen, die den Versuch machten, die Haut von der Sonne bräunen zu lassen, machten dabei die unangenehme Erfahrung, daß die Haut gerötet wurde, Blasen aufwies und verbrannte, ohne daß sich die erhoffte Bräunung einstellte. Solche Personen sind eben Heliophoben. Bei ihnen fehlt den Hautzellen die Fähigkeit, Farbpigment zu entwickeln, und aus diesem Grunde vermag die Haut nicht zu bräunen. Sonnenbrand oder Sonnenstich ist das Schicksal, das die Heliophoben erwartet, wenn sie sich darauf verstoßen, sich übermäßig der Sonnenbestrahlung auszusetzen.“ Dr. Pabst erwartet in diesem Sommer eine recht hohe Zahl der Sonnenbrandopfer, eben so rechnet er damit, daß die Gefahr des Sonnenstiches scharfe verlieren wird.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 221.

Sonntag, 23. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banftrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie hell die Sonne schien. Überall war Glanz und Freude. Die Geschäftsleute standen vor ihren Läden und sonnten sich. Die Cafés der Boulevards waren überfüllt. Alte Leute saßen in den Seitenstraßen vor den Haustüren, — Dienstmädchen, den Korb am Arm, auf dem Weg zum Markt, standen irgendwo an der Ecke bei Soldaten, — kleine Kinder spielten ungeniert auf dem Trottoir.

Plötzlich zögerte René wieder und blieb stehen. Langsamer schritt er weiter.

Frau Marianne war ihm eingefallen. Er mußte an sie denken. Er stellte sich vor, wie sie in Frankfurt ankam, die Tage am Hauptbahnhof bestieg, — wie sie dann ihrem Gatten gegenüberstand, — Chiari — Er war eifersüchtig — mehr noch: von Haß erfüllt. Und er bangte um diese herrliche Frau, — fürchtete, daß ihre alte Liebe stärker sei, daß sie den Weg zu ihm nicht zurückfände . . .

Diese Gedanken quälten ihn. Er versuchte sich abzulenken, — aber immer wieder stand Mariannes Bild vor seinem geistigen Auge. Sein seltsamer Traum fiel ihm ein. Aber das war doch lächerlich.

Je näher er seinem Ziel kam, um so langsamer ging René. Als er es endlich erreichte, blieb er unschlüssig stehen. „Palais de danse“: las er über dem Portal, dessen Türen geschlossen waren.

Nun, bei Tageslicht, sah das Haus ganz anders aus als gestern abend in der Lichterflut der Lichttransparenzen. Nun, da die malerische Beleuchtung fehlte, blieb der Eindruck einer gewissen Armseligkeit, die deprimierte.

Fragend wandte sich René an einen Bettler, der neben dem Portal stand und mit müder Geste Schuhriemen und Streichhölzer anbot.

„Bardon“, machte er, einen Fünf-Franken-Schein aus der Tasche ziehend, „können Sie mir sagen, ob dies der Eingang zur Direktion des Palais de danse ist?“

Der Bettler hob den Kopf. Erstaunt sah René ein junges, kluges Gesicht, das er bei diesem Hausierer nicht vermutet hatte.

„Gewiß. Hier ist der Eingang“, bestätigte der Mann höflich. Er sprach das Französisch der besseren Kreise.

„Danke sehr“, nickte René und schob den Geldschein in die Hand des Mannes. „Für die Auskunft“, entschuldigte er sich und ging rasch in den Torweg des Hauses. Er hatte das unbestimmte Gefühl, als würde der Hausierer die kleine Gabe zurückweisen.

Die Bar bot um diese Zeit einen wahrhaft widerlichen Anblick. Der Geruch von Alkohol und kaltem Zigarettenrauch hing noch in der Luft. Die schweren, tiefroten Portieren vor den Fenstern waren zurückgeschlagen, — durch die offenen Scheiben sah man auf einen schmutzigen Hinterhof, auf dem allerlei Gerümpel aufgestapelt war. Zwei Buchfrauen schütteten Wasser aus und begannen aufzuwischen. Stühle und Sessel hatte man auf die Tische gestellt, neben der Bar standen lange Reihen der gestern getrunkenen Weinflaschen. Der Kellner ging schläfrig in Hemdsärmeln herum und sammelte die Asche und Zigarettenreste aus den Aschenschalen in einen schmutzigen Eimer.

„Was wünschen Sie?“, fragte er unfreundlich, als er René ansichtig wurde. „Wir geben hier kein Frühstück aus.“

„Ich möchte auch kein Frühstück. Ich wünsche den Direktor des Etablissements zu sprechen“, sagte René, der sich vergeblich gegen den widerlichen Eindruck wehrte, den das leere, unaufgeräumte Lokal auf ihn machte. Hier war er gestern mit Marianne so froh gewesen.

„Ich weiß nicht, ob der Direktor jetzt schon zu sprechen ist.“ Der Kellner fuhr fort, die Asche in seinen schmutzigen Eimer zu leeren.

„Dann sagen Sie mir doch gefälligst, wo ich den Direktor finden kann“, sagte René, über die Impertinenz des Kellners aufgebracht.

„Hier hinten. Die Treppen hinauf. Aber Sie werden kein Glück haben“, deutete der Kellner, ohne sich umzudrehen.

Vorsichtig ging René über Eimer und leere Flaschen nach dem hinteren Eingang der Bar zu einer Tür, an der „Privat“ zu lesen stand. Die Tür war offen.

Ein dunkler, schmaler Gang gähnte hinter ihr. René tastete sich vorwärts, bis er mit den Füßen an die erste Treppenstufe stieß. Bedächtig, mit der Hand tastend, stieg er nach oben.

Im ersten Stockwerk machte er Halt. Durch ein halberblaßtes, verstaubtes Fenster fiel ein schwacher Lichtschein auf eine Türe. „Directeur“ lautete ein kleines Pappschild, das mit Reißnägeln notdürftig befestigt war. Vergeblich suchte René nach einer Klingel. Er klopfte. Ein mageres schlampiges Frauenzimmer öffnete. Sie war nur mit einem Morgenrock bekleidet, ehemals wohl rot, dessen Grundfarbe aber jetzt kaum noch zu erraten war.

„Bitte?“, fragte sie unfreundlich, die Türe kaum einen Spalt öffnend. „Was suchen Sie hier?“

„Ich wünsche den Herrn Direktor persönlich zu sprechen“, sagte René kurz. Er hatte keine Lust, lange zu verhandeln.

„Ich weiß nicht, ob der Herr Direktor bereits zu sprechen ist“, wich auch die Frau aus. Mit der Hand raffte sie ihren Morgenrock zusammen. Magere Beine kamen zum Vorschein.

„Gut. Dann werde ich selbst nachsehen“, sagte René sehr verstimmt und stieß die Türe auf.

„Bleiben Sie draußen . . .“, keifte die Frau, sich René in den Weg stellend. Er schob sie mit einer Handbewegung zur Seite. — Ein widerlicher Geruch nach alten Möbeln und warmem Kahl schlug ihm entgegen. Die Frau hinter ihm murmelte eine wütende Bemerkung. René hörte nicht darauf und klopfte an der ersten besten Türe an.

„Herein!“ rief drinnen eine tiefe männliche Stimme. René öffnete und sah sich einem kleinen, schmierigen Männchen gegenüber, das in gar keinem Verhältnis zu der sonoren, kräftigen Stimme stand, die er eben gehört hatte. Erstaunt sah sich René in dem Zimmer um — der Kleine war allein.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Direktor persönlich zu sprechen?“ fragte er nicht ohne Spott.

Tatsächlich. Die Stimme gehörte ihm.

Eine einladende Geste, Platz zu nehmen, überjah René geflissentlich. Auch wäre es ihm wahrscheinlich schwer gefallen, der Aufforderung zu folgen, da alle Stühle voller Kleidungsstücke und Bücher lagen, — der Herr Direktor legte sichtlich Wert darauf, künstlerische Unordnung zu halten.

Aufmerksam musterte René sein Gegenüber und fühlte sehr wohl, daß man auch ihm alles eher als Vertrauen entgegenbrachte. Der Herr Direktor mochte gerade eben erst aus seinem Bett gestiegen sein, das sich im gleichen Zimmer befand. Er war — und das war das Erstaunliche — bereits peinlich sauber rasiert, trug bereits hohe Lackstiefel — und die helle, karierte Hose eines hypermodernen Straßenanzugs. Seinen Oberkörper dagegen bedeckte eine schmutzige, gelbliche Jacke und eine rote, mehrfach um den Leib geschlungene Leibbinde, wie sie das belgische und französische Landvolk und Militär trägt. Er hatte eigenartige Hände — sehr gepflegt, — aber vergeblich wehrte man sich gegen den Eindruck der Krallen.

René schüttelte sein Unbehagen ab.

„Ich hatte gestern abend das Vergnügen, Ihr Etablissement zu besuchen, Herr Direktor,“ begann er. Der kleine Mann verbeugte sich zustimmend.

„Wenn ich nun heute morgen schon zu so früher Stunde komme, so hat das einen sehr wichtigen Grund.“

„Aha,“ unterbrach ihn der kleine Direktor, und eine Grimasse, die wohl ein freundliches Lächeln darstellen sollte, verzerrte sein hageres Schauspielergesicht. „Um welche meiner Damen handelt es sich?“

René war etwas erstaunt.

„Sie irren sich durchaus, Verehrtester,“ sagte er dann begreifend. „Es handelt sich nicht um eine Ihrer Damen, — sondern um einen Ihrer Eintänzer.“

„Wie?“ machte der Direktor, als habe er nicht recht verstanden.

René bligte ihn wütend an. „Ich bitte Sie lediglich um die Adresse Ihres Eintänzers.“

„Oh...“ Der Herr Direktor wurde merklich kühl. „Darf ich fragen, welches Interesse Sie an meinem Angestellten haben?“

„Ein höchst privates.“ In René begann die Wut zu kochen. „Darf ich nochmals um die erbetene Auskunft bitten?“

Der Mann zögerte.

„Ich weiß nicht recht... meine Angestellten pflegen ihre Adressen bei mir nicht zu deponieren.“

„Das ist natürlich gelogen.“

„Sagen Sie, Herr!“ Der Kleine stellte sich in Positur. „Sind Sie etwa hier in meine Wohnung eingedrungen, um mir Beleidigungen an den Kof zu werfen? Ich bitte Sie, sofort...“

„Halt!“ unterbrach ihn René schnell. „Bevor Sie mir die Tür weisen, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich dann in drei Minuten zurückkehre — und in einer Begleitung, die Ihnen bestimmt nicht erwünscht sein wird. Haben Sie mich verstanden?“

Der Kleine zog sich etwas zurück.

„Je m'en f...!“ zischte er. Aber er wandte sich dennoch um und nahm ein Buch aus dem Gefach seines Schreibtisches.

„Der neue ist es?“ fragte er, über das Buch gebeugt.

„Allerdings.“

„Rue de Zeumont, Nr. 27, bei Madame Meunier.“

„Und der Name?“

„Wissen Sie ihn nicht?“

„Den falschen nicht. Nein.“

„Umberto Brinis. Aus Mailand.“

„Danke!“ machte René zufrieden. „Sehen Sie, wie leicht das ging? Ich bin Ihnen sehr verbunden.“

„Je m'en f...“, meinte der Herr Direktor wieder. René ging.

Auf der Treppe begegnete ihm der Hausierer wieder, der mühsam im Dunkeln die Treppe hinauf-

seiner schweren Traglast im matten Lichtschein des Treppenablasses ausweichen konnte.

„Vielen Dank, Herr,“ sagte der Hausierer freundlich.

„Bitte. Macht nichts,“ erwiderte René eilig.

Er atmete auf, als er wieder auf der Straße stand.

Der Weg nach der Rue de Zeumont war weit. Aber wieder verzichtete René auf die Annehmlichkeit einer Droschke. Ja, er ging sogar sehr langsam, als zögere er noch, seinen Entschluß durchzuführen, öfters blieb er vor den Auslagen der Geschäfte stehen. Einem kleinen Trupp spielender Kinder sah er lange zu. Er dachte dabei an Frau Marianne und ein jäher Schmerz durchfuhr ihn. Wie nun, wenn Frau Marianne nie mehr zurückkehren würde? Er strich sich über die Stirn. Wie heiß ihm mit einemmal war.

Vor einer Destille blieb er wiederum stehen. Er fühlte sich plötzlich unendlich müde und kraftlos. Hastig trank er den Kognak, den ihm eine kleine, freundliche Kellnerin hinstellte.

„Es ist heiß heute,“ meinte sie, zum Blaudern aufgelegt. „Wir werden heute wohl das erste Gewitter in diesem Jahr bekommen.“

„Ja,“ sagte René. Er hatte gar nicht gehört, was sie sagte.

„Sie sind wohl weit gegangen, Monsieur?“ fragte sie weiter.

Verständnislos sah René auf. „Was sagten Sie eben?“

„Ob Monsieur sehr weit zu Fuß gegangen sind?“

„Ja, ja. Gewiß. Sehr weit. Natürlich,“ versicherte René, schon wieder mit abschweifenden Gedanken.

Die Kleine schüttelte den Kopf und gab ihre vergeblichen Versuche auf. Er ist krank! dachte sie mitleidig.

Wie leblos sah René noch eine Weile. Dann nahm er sich zusammen. Stand schnell auf und ging mit eiligen Schritten der Rue de Zeumont zu.

Lange Zeit suchte er nach der angegebenen Hausnummer, bis er sie endlich fand. Das Haus, das sie trug, war eine neue, hohe Mietkaserne, sauber, aus roten Backsteinen gebaut. Eine Unmenge Kinder spielten auf dem Trottoir. Frauen mit starken Leibern, den Marktkorb in der Hand, standen herum und erzählten sich. Typisches Vorortmilieu — geradezu international in seiner Einförmigkeit und Anspruchslosigkeit schwäbender Frauen, spielender Kinder, eiliger Lieferautos und Handkarren.

Vor einer der Frauen, die den eleganten Fremden interessiert musterte, küßte René höflich den Hut.

„Ich suche einen Bekannten, der Nr. 27 bei einer Frau Meunier zur Miete wohnt. Können Sie mir sagen, welche Etage das ist?“

„Ah!“ Die Frau zeigte die freundliche Vertraulichkeit kleiner Bürgersleute, sowie sie eine persönliche Beziehung feststellen können. „Sie suchen Herrn Brinis? Ich selbst bin Frau Meunier. Gehen Sie nur den zweiten Stock hinauf. Die Türe steht offen. Herr Brinis schläft wohl noch.“

„Vielen Dank,“ murmelte René und schritt weiter, von der neugierigen Aufmerksamkeit der ganzen Straße verfolgt, während Madame Meunier noch unschlüssig war, ob sie dem Fremden nachgehen oder ihren Mitbewohnern klarmachen sollte, welch seinen Mieter sie habe, der solch vornehmen Besuch bekomme. Sie entschloß sich zu dem Wichtigeren: weiter zu schwärmen.

Langsam erklimmte René die vielen Stufen der Treppe. Auf dem Absatz vor der zweiten Etage blieb er atemlos stehen. Sein Herz pochte stürmisch. Dann stieg er weiter.

„Marcel Meunier“ zeigte ein kleines, blankgeputztes Messingschild an der Wohnung an. Tatsächlich — die Türe war nur angelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Im rollenden Schlafsaal.
1500 Kilometer Schlafwagenfahrt durch Nordamerika.
Von Karl Pütge.

Die Fahrt im Schlafwagen ist in einem fremden Lande unwittert von Sensationen. Was von Amerika über die von den Geschlechtern gemeinsam benutzten, nur durch dünne Vorhänge in Einzelabteile getrennten Schlafwagen erzählt und geschrieben worden ist — wer, so frage ich, glaubt das? Nach dem Luxus in den Hotels und dem überall in Straßen, Geschäften und Wohnhäusern anzutreffenden ungeheuren Reichtum erwartet man von diesem Lande (wo es zurzeit ungefähr 60 000 Dollarmillionäre gibt!), das auch die Luxussüge mit ihren mehrtägigen Läufen wirkliche Luxussüge sind. Ich nahm dies um so mehr an, als mir ein guter Freund, der mir das kostspielige Wagenbillet New York—Chicago mit liebenswürdiger Geste in die Hand gedrückt hatte, versicherte:

„Die Schlafwagen bei uns sind wohl anders, aber nicht schlechter als drüben.“

Vom Hauptbahnhof in New York fuhr mein Zug am frühen Nachmittag nach Chicago ab. „Great Central“ in New York ist der größte Bahnhof der Welt mit seinen 42 Bahnsteigen, drei Geschossen und einer eigenen Auto-Hochstraße. Am vollkommensten entspricht er dem Typ des „Abreisepalastes“. Dabei wirkt die galerieartige große Halle aus poliertem Stein in ihrem Aussehen und im Getriebe, das sich in ihr abspielt, in keiner Weise wie ein Bahnhof. Die unter riesigen gläsernen Lichtartablen gemächlich schlendernden Menschen ohne Gepäck — ist das ein Bahnhofsbetrieb, wie wir ihn kennen? Nirgends sieht man Züge, nirgends ist heisender Rauch, Lärm, Geschreie. — Die Autos fahren auf einer Hochstraße aus dem tollen Gewühl der Avenuen und Straßen der Riesenstadt zum ersten Geschoss des Bahnhofs hinauf. An jedes Taxi oder Cab tritt sogleich ein schwarzer Träger mit rotem Käppi heran, nimmt Handgepäck und Plakarte in Empfang, verschwindet in einem Gang und trifft den Reisenden am Zuge wieder; das große Gepäck ist vorher schon in der Wohnung oder im Hotel abgeholt worden, die Fahrkarte im Hotel oder einem Reisebureau gelöst.

Die Züge stehen unter der Erde in zwei untereinanderliegenden Bahnsteiggeschossen. Die Bahnsteige da unten sind düster und enge, es gibt kein fröhliches oder schmerzliches Abchiednehmen; aber auch kein Hasten, Fragen, Kennen. Fast lautlos gleitet der Zug davon, niemand sieht aus dem Fenster, da diese dafür gar nicht eingerichtet sind.

Ein wenig nüchtern alles, poefielos, der Romantiker des Reisens entleidet — aber dafür fahren von diesem „größten Bahnhof der Welt“, der sich stolz „Tor zum amerikanischen Kontinent“ nennt, stündlich 60 000 Reisende ab — und die große Halle faßt 30 000 Menschen. Diese Zahlen sind für drüben entscheidend; sie allein deuten schon die Größe des einzigartigen Abreisepalastes an, dieses dreistöckigen Baues, der die größte Halle, zwei unterirdische Bahnsteigstöcke und unterirdische Lädenstrassen von unvorstellbarer Ausdehnung hat.

Der Wagen, in dem ich meinen Platz habe, heißt „Columbus“. Ich fühle mich wie ein Entdecker und persönlich geehrt durch diesen Namen! Jeder Schlafwagen trägt einen Namen und außerdem eine Nummer. Die Namen sind oft so töricht, daß es das geflügelte Wort gibt: „So albern wie ein Schlafwagenname.“ Niemand beachtet ihn übrigens, da nur die Nummer auf dem Bilette verzeichnet steht. Das Bilette hat der Schwarze, der den Wagen betreut.

Etwa halbmal so groß wie die Schlafwagen in Europa sind die Wagen in der USA.; sie laufen auf sechs Achsen, immer drei zusammen, während es bei uns nur zwei (bei D-Zugwagen) sind. Die Schienenstöße werden dadurch fast gänzlich unwirksam. Dafür verursacht das Fehlen von Puffern beim Anziehen der Lokomotiven oder beim Halten ein brutales Stößen und Rütteln wie in den ältesten Viertelklasswagen der ältesten europäischen Kleinbahn.

Bierundwanzig Menschen sitzen im Wagen. Der Wagen ist offen wie ein Straßenbahnwagen, ein einziger Raum. Man sitzt einander auf Polsterbänken gegenüber an den Fenstern, hinter Zeitungen. Obwohl jeder einen Fensterplatz hat, bläst niemand aus dem Fenster. Warum? Die Fenster sind dafür kaum da; sie sind klein und lassen sich nur unten einen schmalen Spalt öffnen. Ein schmaler Vorsprung, der Rauchschild, soll das Hereindringen von Qualm verhindern; aber der ganze Wagen ist trotzdem rauchig (obwohl nicht geraucht wird) und obwohl Doppelscheiben an den Fenstern zu sehen sind.

Durch den Zug zu schreiten, ist voll entdeckereligem Reiz für den Reizling. In jedem Wagen das gleiche Bild: der Schwarze, die lebenden Fahrgäste, die schmalen Gänge

an den Wagenenden, wo die Toiletten- und Waschräume sich befinden; Gemeinschaftsräume, am einen Wagenende für Damen, am anderen für Herren. Hinter der Lokomotive läuft ein Salonwagen. Es gibt da Sessel an der Wagenwand, aufgereiht wie beim Barbier, und an den Kopfenden, seitlich der Tür, zwei Schreibtische und an der anderen Seite zwei Spieltische mit je vier Sesseln.

Hier sitzt man nun geduldig nach dem Essen und wartet, bis der schwarze Schlafwagenboy die Umwandlung des Wagens in einen Schlafsaal vorgenommen hat. Zu diesem Zweck kippt er von der Decke eine bis dahin nicht dort oben vermutete umfangreiche Vorrichtung herunter, die sich als oberes Bett entpuppt und alles Erdenkliche zur Herstellung zweier Betten — auch des unteren auf den zusammengeschobenen beiden Polsterbänken — enthält.

Es ist entsetzlich heiß. Im Salonwagen gibt es glücklicherweise Eisgetränke; der Schwarze bereitet sie geschickt und kundig. Auch im Speisewagen hantieren Schwarze. Wenn sie Trinkgeld kassieren, sieht man sie iabelhafte Grimassen schneiden. Der Speisewagen sieht aus wie ein Banktresor: kühl, nüchtern. So ist auch der Schlafsaal.

Er ist fast fertig, als ich mich zu ihm durcharbeite. Überall in den Wagen hantieren noch die Schwarzen bei der Herrichtung der letzten Betten. Man muß durch den schmalen Mittelgang, wo hantiert, entkleidet, aus- und eingepackt wird. Und man steht dann selbst im Gang, hantiert, packt aus, entleidet sich der Oberkleider und schlüpft dann durch den Vorhang „ins Bett“. Hinter sich mit raschem Griff hat man die Knöpfe des Vorhangs geschlossen und ist nun fertig aus- und umgekleidet zur Nacht.

Es ist nicht sehr bequem und nicht erfreulich. Schüben-grabenerinnerungen und Nächte im Unterstand werden im Gedächtnis unverfesslich rege. Das Gesicht und Gebraus der Lokomotive und das Ratteln der ganz aus Stahl bestehenden Wagen, das Poltern, wenn es über die rüdsichtslos kreuzenden Gleise einer anderen Bahngesellschaft geht (es gibt in der USA. 185 große Eisenbahngesellschaften), ist von abenteuerlichem Reiz und täuscht Kampflärm und Abenteuer vor.

Man schläft in der Fahrtrichtung. Der Vorhang bauscht sich, wenn jemand vorübergeht; irgendwo wird gelacht, andere haben Wichtiges zu erzählen. Niemand erregt sich darüber. Man schläft schließlich darüber ein — und wacht beim ersten Halt des Zuges wieder jäh auf. Es ist ein brutales Stößen, wie wütend. Aber auch daran muß man sich gewöhnen.

Die Nachtstunden schleichen hin. Schließlich wird es doch einmal Morgen. Man stellt sich an beim Waschen. Für drei ist Gelegenheit im großen Waschraum. Auch das muß hingenommen werden. Amerika ist ein demokratisches Land. Seine Einrichtungen und seine Menschen sind demgemäß. Alle lachen beim prustenden Waschen oder wenn beim Anrücken des Zuges das Rasiermesser wie irr über den weißen Schaum der Bade zuckt.

Frühstück und Mittagessen, gut und reichlich, geht vorüber. Längst ist natürlich im Wagen der alte Zustand hergestellt worden: man sitzt in dem großen Raum. Der Zug braust rasselnd durch flaches Land. Auf den Straßen sind laufende Autos zu sehen, oft am Bahndamm die Endstationen dieser raschen Gefährte: die Autofriedhöfe. Rüdsichtslos aufgeschichtet, in wirrem Durcheinander, liegen zerbeulte und verrostete Autos, oft zu Hunderten.

Um 5 Uhr nachmittags (die 24-Stundenzeit kennt Amerika nicht) werden die ersten Häuser von Chicago sichtbar. Die 1500 Kilometer lange Strecke hat der Zug in 28 Stunden zurückgelegt, also mit einer Fahrgeschwindigkeit wie unsere Züge; aber er ist nicht der schnellste! Auf zwei Vorortstationen hält der Zug. Sie tragen Namen von Straßen und die Nummer: 51. Straße usw.

Der Hauptbahnhof Chicago ist eng, unvorstellbar rüdsichtlos. Man marschiert über die Gleise. Unterführungen gibt es nicht. Wütend sieht eine Lokomotive heran. Wir müssen warten, bis sie himmelnd und wichtig prustend vorüber ist. Ja, es himmelt, wie bei der Bimmelbahn! Die Lokomotiven haben eine Glode, die fast immer in Tätigkeit ist, denn Schranken bei Straßenübergängen gibt es in den USA. ebenfalls so gut wie gar nicht.

Der fahrende Schlafsaal, die Bimmel der Lokomotive, die Schwarzen — ein wunderlicher Gegensatz zu den Wolkenkratzern, gepflegten idealen Parks, anspruchsvoller Lebensführung des Amerikaners. Aber schließlich ist die Reise in Anbetracht der großen Entfernungen rasch und strapazenlos — bei den ruhig laufenden Wagen — überstanden, und das genügt dem Amerikaner und muß uns genügen.

Der Zweikampf.

Erzählt von Herbert Grote.

Von vornherein sei bemerkt, daß nachstehende Geschichte sich in Kongreßpolen zutrug. Dem Leser werden daher einige barbarische Geschehnisse etwas verständlicher erscheinen.

Eines schönen Tages also langte der lettische Ingenieur Purvits mit einer Ladung landwirtschaftlicher Maschinen in Rogarze an. In diesem Zusammenhang war seine Anwesenheit sehr angebracht, denn die braven Leuten von Rogarze hatten wohl schon einmal etwas von Motorpflügen läuten hören, aber in ihrem Leben noch keinen gesehen. So turnte er denn mit seinen Monteuren auf dem Felde herum und versuchte, die Knechte der beiden unternehmungslustigen Großbauern, Stanislaus Dubrowski und Ignaz Wojciechowski — Gutsbesitzer konnte man sie beinahe nennen —, in die Geheimnisse des Motorpflügens einzuführen.

Unter den Zuschauern befanden sich meistens auch die Töchter der beiden fortschrittlich gefürhten Großbauern, Fräulein Anta Dubrowski und Fräulein Mada Wojciechowski. Da die beiden jungen Damen hohe Polensstiefel zu tragen pflegten, so konnten sie es ohne weiteres wagen, bis an die Knöchel im Ader zu versinken, nur um dem bewundernden Letzten möglichst nahe zu sein. Sie waren zwar überzeugt, daß die Lausanner Pensionsvorsteherin, in deren Hause sie sich gemeinsam ein wenig Schliff angeeignet hatten, angesichts eines solchen Gebarens die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen haben würde: „Keine Damen ...“ Da aber die beiden Gefiestelten mehr Wert darauf legten, in der Nähe ihres Helben zu sein, als darauf, für Damen gehalten zu werden, so pürschten sie sich ungeachtet des Lebensbodens so nahe an Purvits Motorpflug heran, wie dies ohne Gefährdung ihres jungen Lebens möglich war.

Herrn Purvits konnte diese etwas deutlich zur Schau getragene Bewunderung nicht verborgen bleiben. Begreiflicherweise machte er sich darüber einige Gedanken, und die Folge davon war, daß er eines Tages so ganz unter der Hand Erläuterungen nach den Vermögensverhältnissen der Herren Dubrowski und Wojciechowski anstellte. Die Auskünfte, die ihm gegeben werden konnten, waren durchaus befriedigend. Die beiden galten als die Reichsten im Dorf, und in jedem Falle handelte es sich um die einzige Tochter.

So wurde ihm die Wahl recht schwer. Da er überzeugt sein durfte, daß beide in gleicher Liebe zu ihm entbrannt waren, beschloß er, die jungen Damen aufmerksamen Auges zu studieren, um an der einen irgend eine Eigenschaft zu erkennen, die sie vorteilhafter von der anderen unterschied. Natürlich sagte jede der Gefiestelten diese Annäherung als einen untrügerischen Beweis lettischer Verliebtheit auf und fiel Herrn Purvits um den Hals.

Leider war Anta, die zuerst Gefüßte, Zeugin, als diese interessante Szene sich zwischen Mada und Herrn Purvits abspielte. Sie regte sich gewaltig darüber auf, schleuderte Anta die Tatsache, daß sie zuerst die Lippen des Begehrten auf den ihren verpüßte hatte, ins Gesicht und verlangte von Herrn Purvits eine klare Entscheidung darüber, welche der beiden jungen Damen er vorzuziehen gedachte.

Der Letzte hatte in Anbetracht der Störung die gesuchte gute Eigenschaft nicht entdecken können und befand sich deshalb jetzt einigermaßen in Verlegenheit. Deshalb meinte er schließlich auf französisch, weil er letztere Sprache der künftigen Lage angepäßter fand: „Die Entscheidung darüber, meine Damen, welche von Ihnen mich mit Ihrer Hand glücklich machen wird, überlasse ich Ihnen selbst.“

Anta und Mada fanden die Antwort etwas eigenartig. Doch bei genauerer Überlegung glaubten beide in Purvits Worten eine tiefe Verbeugung von ihrer Schönheit und ihren Vorzügen sehen zu müssen — sie galten dem Letzten sicher gleich viel —, und sie waren mit dem Vorschlag einverstanden. Herr Purvits verbeugte sich höflich, erklärte, die Damen hätten zur Entscheidung Zeit genug, da er die Aufforderung erhalten habe, seinen Motorpflug eine Woche lang auf den Äckern des Gutsbesizers Dzicciolowski im benachbarten Rodwiniczow zu tummeln, und verabschiedete sich.

Bedauerlicherweise konnten die beiden Damen zu keiner friedlichen Einigung kommen. Sie verabredeten zwar, am nächsten Tage mit einem Spiel Karten am Waldbrand hinter dem Dorf zusammen zu kommen und um Herrn Purvits Besiz zu spielen. In einer Entscheidung kam es aber nicht, weil sie sich gegenseitig Mogelei vorwarfen. Dann sollte der väterliche Würfelbecher das Urteil sprechen. Aber auch hieraus wurde nichts, denn beide entbeden, daß die feindlichen Würfel auf einer Seite mit Blei beschwert waren. Keine wunderte sich weiter darüber, immerhin mußte die Entscheidung wiederum verschoben werden.

Da aber der Tag, an dem Herr Purvits aus Rodwiniczow zurückkehren sollte, nahte, und da außerdem die Liebesqual die beiden Mädchenköpfe zur Siebeshige gebracht hatte, so wurde beschlossen, auf jeden Fall eine Entscheidung herbei zu führen.

Man laien die Madam zu ähnlichen Mogen? Die konnten um die Begehrte. Warum sollten Madchen nicht auch im Zweikampf antreten dürfen?

Nachdem eine grundsätzliche Einigung hierüber erzielt worden war, mußte nur noch die Frage gelöst werden: „Welche Waffen nehmen wir?“ Anta brachte ein altes, verrostetes Seitengewehr in Vorschlag, Mada eine Büchse, die ihr Urgroßvater in der Revolution von 1831 getragen hatte. Da aber die Waffen zu ungleich waren, so einigte man sich schließlich auf Beile.

Am Morgen des Tages, da Herr Purvits zurückkehren sollte, schritten die beiden Amazonen, zum Letzten entschlossen, in den Wald. Auf einer Lichtung unweit der Straße stellten sie sich auf. Gemeinsam wollten sie drei zählen und dann . . .

Sie sahen sich noch einmal in die Augen, nahmen mit einem Blick vorsichtshalber Abschied von dieser Welt, eine versicherte noch der anderen, sie trage ihr nichts nach, wenn sie unter ihrem Streiche sterbe, und dann zählten sie: „Eins, zwei, drei!“

Doch im letzten Augenblick noch wurde der mörderische Zweikampf abgeblasen. Denn auf der Straße ratterte plötzlich ein Motorschlepper heran. Er! Beide sahen auf. Noch einen letzten Blick zu ihm hin! Da aber ließen sie die Waffen sinken. Auf dem Sitz neben Herrn Purvits saß Fräulein Maruschka Dzicciolowski, und beide schienen sich recht gut zu unterhalten.

Da hieben Anta und Mada in stillschweigendem Einverständnis rasch je einen Prügel von einem Strauch und rasten hinter dem ratternden Schlepper her.

Herr Purvits hörte die Nachgöttinnen kommen und gab Bollgas. Doch weibliche Wut erwies sich als besserer Triebstoff denn Benzin, und . . .

Wir wollen lieber schweigen, denn die Pensionsvorsteherin aus Lausanne würde in Ohnmacht fallen, erfähre sie das Benehmen ihrer edlen polnischen Böglinge Anta und Mada. Es genügt wohl, wenn gesagt wird, daß Herr Purvits scheunigt und sogar unter Verzicht auf Fräulein Dzicciolowski in die lettische Heimat zurückkehrte. Von den so gerühmten, feurigen Polinnen hatte er Zeit seines Lebens genug.

Auf vielen Straßen.

Auf vielen Straßen wandern wir im Leben
Und suchen manche Ziele zu erreichen.
Viel tausend Wunder sind wie gold'ne Zeichen,
Nach denen wir mit tiefster Hoffnung streben.

Doch manchmal wird ein schönes Ziel entschwinden
Und sich den Darsenswünschen ganz veragen.
Dann stehen wir wie gramgebeugt und klagen,
Und glauben, keinen neuen Weg zu finden.

Doch wenn wir seitwärts unsre Blicke wenden,
Dann sehen wir noch Wege, unbegangen —
Die noch auf eiservolle Schritte warten;
So wird das Leben nie in Schmerzen enden
Und immer Neues nimmt uns ganz gefangen,
Wie Blumenpracht in einem großen Garten.

Franz Cingia.

Kindermund.

Ein modernes Kind.

Der kleine Karl ist während der Ferien zu seinen Verwandten gefahren, die auf dem Lande wohnen. Am dem Kleinen etwas zu bieten, erklärt man ihm abends die Sternbilder. Am meisten entzückt zeigt sich der Junge von dem Sternbild des „Großen Wagens“, das er nun jeden Abend am Himmel sucht. Aber eines Abends ist der Himmel bedeckt, kein Stern ist zu erblicken. Da faltet der kleine Junge die Hände und ruft: „Lieber Gott, sei doch so gut und schide wieder Deine Limousine heraus!“

Der ertappte Schwindler.

Der kleine Heinz soll baden. Gehorsam wie immer geht er ins Badezimmer, und nach einer Viertelstunde erscheint er wieder, ohne daß seine Mutter jedoch Anzeichen einer gründlichen Säuberung an ihm entdecken kann. Natürlich steht es Prügel. Von seiner Schwester Elise gefragt, weshalb denn seine Schandtat entdeckt worden sei, erwidert Heinz schlussend: „Ich bin ja zu dämlich gewesen! Das Badewasser hab ich wie immer abgelassen, aber in meiner Dummheit habe ich diesmal vergessen, die Seife nah zu machen!“

Ein Wunder der Natur.

Der kleine Fritz zu seiner Mutter: „Dein mal, Mutti, wie komisch. Seitdem Du meine Hosen gewaschen hast, bin ich um mindestens fünf Zentimeter gewachsen. Vorher haben sie mir übers Knie gereicht, und jetzt sehen sie aus wie eine Badehose!“